

Universitätspredigt am 6. Dezember 2020 von Prof. Dr. Martin Butler Liebe Gemeinde,

es sind ungewöhnliche – außergewöhnliche – Zeiten. Wer hätte sich heute vor einem Jahr vorstellen können, dass die Vorweihnachtszeit einmal eine wäre, in der wir auf Distanz gehen und auf Distanz bleiben müssen. Wer hätte sich je ausmalen können, dass Weihnachtsmärkte nicht stattfinden, dass Räume des Beisammenseins sich nicht füllen dürfen, gerade jetzt. Wer hätte denn gedacht, dass einmal in Frage steht, ob und wie wir uns in dieser Zeit sehen dürfen, uns umarmen können, miteinander feiern, uns den zwischenmenschlichen Beziehungen widmen, die uns ausmachen, uns halten, in denen wir uns aufgehoben fühlen.

Gerade die Tatsache, dass die momentanen Umstände das Gewohnte, das allzu Selbstverständliche aus den Angeln zu heben drohen, stellt meines Erachtens die Bedeutung des Weihnachtsfestes als ein solches *soziales* Ereignis besonders in den Vordergrund. Denn die Aussicht, dass wir eben nicht einfach wie gehabt zusammen sein können, lässt uns doch spüren, dass die Feier zur Geburt Jesu Christi immer auch ein Ritual der Konstitution von Gemeinschaft ist – damit meine ich die Gemeinschaft der Familie, der Freunde und der Verwandten von jeder und von jedem von uns, aber auch die christliche Glaubensgemeinschaft insgesamt, die sich jedes Jahr – zwar nicht nur, aber sicher ganz besonders – an Weihnachten auf sich selbst besinnt.

Dabei sollten wir nicht vergessen, dass diese Gemeinschaft, die sich durch das Weihnachtsfest konstituiert und dadurch Gestalt annimmt, eine Gemeinschaft der Vielfalt ist, für die das Prinzip gegenseitiger Anerkennung und Wertschätzung grundlegend ist bzw. sein sollte. Daran möchte ich in meiner Predigt erinnern, indem ich darüber spreche, dass das Weihnachtsfest als soziales Ereignis, als Akt der Hervorbringung einer gemeinsamen Identität, eines Gefühls der Zugehörigkeit, ganz unterschiedliche, eben vielfältige Formen annehmen kann. Ich möchte daran erinnern, dass das Weihnachtsfest selbst ständig ‚in Bewegung ist‘, also in seinen verschiedenen Ausgestaltungen kulturelle Diversität repräsentiert. Eine Erinnerung, die uns hoffentlich auch dazu anregt, den Blick auf die verschiedenen gesellschaftlichen Spaltungen und Konflikte zu lenken, die durch die Pandemie meines Erachtens deutlich sichtbarer und spürbarer geworden sind.

Mir ist dies ein besonderes Anliegen, denn ich spreche hier als Amerikanist, als Amerika-Wissenschaftler also, der mit großer Sorge über den Atlantik blickt. Denn in den USA herrschen unruhige – ja beunruhigende – Zeiten; nicht nur wegen der Pandemie, sondern auch – Sie wissen es – aufgrund einer tief gespaltenen Gesellschaft, deren Zerrissenheit in Zeiten von COVID-19 besonders deutlich zu Tage tritt. Eine Gesellschaft, in der das Gemeinschaftliche über soziale, ethno-kulturelle oder politische Grenzen hinweg kaum mehr denkbar zu sein scheint, in der tiefe Gräben in der Bevölkerung eine Anerkennung und Akzeptanz des jeweils Anderen immer schwieriger erscheinen lassen. Weit entfernt ist man dort davon, das Versprechen kultureller Diversität, das in die Gründungsgeschichte der Vereinigten Staaten als ‚nation of immigrants‘ eingeschrieben ist, einzulösen; von einer Wertschätzung von Vielfalt fehlt, so könnte man meinen, jede Spur.

Dabei zeigt uns doch gerade ein Blick auf das Weihnachtsfest in seinen Ausprägungen hüben wie drüben – und in noch ganz anderen Regionen der Welt – was kulturelle Vielfalt bedeutet: Unterschiedliche Formen des Feierns begegnen sich, werden übernommen, überlagert, integriert: Religiöses vermischt sich mit allzu Weltlichem. Symbolische und

rituelle Rahmungen fallen – je nach Region, je nach kulturellem Kontext – ganz unterschiedlich aus, beeinflussen sich aber auch gegenseitig.

In dieser Vielfalt des Weihnachtsfests, so ließe sich sagen, zeigt sich auch – kulturgeschichtlich gewendet – die Bewegung von Menschen und deren Kulturen zwischen der ‚Alten Welt‘ Europas und der ‚Neuen Welt‘ der Amerikas. In ihr, in dieser Vielfalt, offenbart sich die Geschichte transatlantischer Migration als Grundlage eben jenes Selbstverständnisses der USA als Nation von Einwanderern. Ein Beispiel: Während hierzulande vermutlich in der Mehrheit der Haushalte das Christkind oder der Weihnachtsmann den Kindern Geschenke bringen, ist es im nordamerikanischen Raum in der Regel der Santa Claus. Dieser gilt wiederum als Ableger der niederländischen Figur des Sinterclaas. Der Sinterclaas ist – auch das lässt sich kulturgeschichtlich rekonstruieren – an die Figur des Heiligen Nikolaus angelehnt und wurde ursprünglich von niederländischen Einwanderern auf dem nordamerikanischen Kontinent eingeführt.

Mit der Migration von Menschen von der ‚Alten‘ in die ‚Neue‘ Welt wandern also auch kulturelle Praktiken: Symbole, Figuren, Rituale gehen mit auf die Reise, passen sich *an* und *ein* in neue Kontexte und Konstellationen. Dies gilt für die Geschichte, aber auch für die Gegenwart: Weihnachtsmärkte etwa, auf denen man Glühwein ausgeschenkt bekommt und geschnitzten Christbaumschmuck erstehen kann, werden in den USA immer zahlreicher, immer beliebter. Die Idee einer irgendwie als „typisch deutsch“ geltenden Gemütlichkeit scheint dort besonderen Anklang zu finden. Die Geschichte von „Rudolf“, dem Rentier mit der roten Nase, kennen Sie vielleicht. Als eine zentrale Figur im Ensemble der US-amerikanischen Weihnacht ist die Geschichte vom Rentier im Jahre 1939 zunächst als Malbuch erschienen, dann durch verschiedene Medien ‚gewandert‘, in Film und Fernsehen verarbeitet worden. Uns ist die so typisch US-amerikanische Geschichte vor allem als Song bekannt¹ – ein Song, der ja auch mittlerweile Teil des hiesigen Repertoires populärer Weihnachtsmusik geworden ist. Auch der US-amerikanische HipHop, um einmal bei der Musik zu bleiben, hinterlässt seine Spuren und ergänzt den musikalischen Kanon des Weihnachtsfestes hierzulande, zum Beispiel im „Weihnachts-Rap“ von Christian Hüser.² Selbst das Stück „Stille Nacht, heilige Nacht“ wird mittlerweile in ganz unterschiedlichen Versionen zum Besten gegeben, u.a. auch in (mindestens) einer vom US-amerikanischen Rap inspirierten Variante.³ Manche würden darin einen ungehörigen Bruch mit Traditionen sehen, andere betrachten dies schlicht als unvermeidbare und auch nicht weiter tragische, sondern für gesellschaftliche Entwicklungen konstitutive Dynamik kulturellen Wandels.

Wir sehen also, so oder so: Die Symbole und Rituale des Weihnachtsfestes verändern sich, verlieren oder gewinnen vielleicht an Bedeutung, nehmen neue, oder andere, Konturen an, je nach regional-kultureller Umgebung. Sie wandern von einer Region in die andere und zurück, werden übersetzt, übertragen, neu gedeutet. Das Weihnachtsfest, liebe Gemeinde, war und ist in Bewegung, und nimmt in unterschiedlichen Räumen der Welt in der Tat ganz verschiedene Formen an.

Natürlich darf man bei aller Wertschätzung kultureller Vielfalt nicht vergessen oder gar verleugnen, dass das Aufeinandertreffen unterschiedlicher kultureller Praktiken oft alles andere als gleichberechtigt und friedlich ist. Im Gegenteil: Schauen wir genauer hin, dann sehen wir, dass Begegnungen von Menschen und deren Kulturen nicht selten konfliktbehaftet, ja mitunter sogar gewaltsam sind. Dann sehen wir, dass der

¹ <https://www.youtube.com/watch?v=CMDtSUEAliQ>

² <https://www.youtube.com/watch?v=ZMegVuXBftU>

³ https://www.youtube.com/watch?v=LC-cMEs_aec

transatlantische Austausch und die Übertragung und Überlagerung von Traditionen und Ritualen auf einer Geschichte kolonialer Eroberung beruht: Denn die Entdeckung der ‚Neuen Welt‘ passierte auf Kosten der indigenen Bevölkerung sowie der vom afrikanischen Kontinent verschleppten und versklavten Menschen. Die Einführung und Durchsetzung europäischer Bräuche ging also auch einher mit der Aussetzung, ja Abschaffung jener aus europäischer Perspektive als ‚fremdländisch‘, mitunter sogar als ‚unzivilisiert‘ diffamierten kulturellen Praktiken.

Sinter Claas, Santa Claus, das Christkind und der Nikolaus: feste Größen im Repertoire des Weihnachtsfests, hüben wie drüben. Aber vielleicht lohnt es sich ja, über den Tellerrand des allzu Selbstverständlichen zu schauen, um zu sehen, dass das Weihnachtsfest, wie wir es kennen, auch auszugrenzen vermag. Denn in der Tat sollten wir nicht vergessen, dass Weihnachten als Fest der Gemeinschaft eben nicht von allen Menschen gefeiert wird oder gefeiert werden kann; dass – auch historisch gesehen – der transatlantische Austausch weihnachtlicher Symbole und Figuren bestimmte Gruppen der Bevölkerung nicht berücksichtigt hat: Andere Glaubensgemeinschaften etwa, aber auch jene, die aufgrund ihrer Position und Lage eben weniger privilegiert sind als wir; die zwar teilhaben wollen, aber nicht können.

Lassen Sie uns also die Vielfalt, die mit Blick auf unterschiedliche Variationen des Weihnachtsfestes sichtbar wird, zum Anlass nehmen, auch darüber nachzudenken, wer von der Gemeinschaft, der wir durch unser Feiern eine Gestalt geben, ausgeschlossen ist – in der Regel nicht willentlich, sondern durch die Umstände, die eben meist nicht selbst verschuldet sind. Lassen Sie uns vielleicht gerade *die* Menschen in den Blick nehmen, für die der Santa Claus, das Christkind oder der Weihnachtsmann möglicherweise nicht selbstverständlich sind, die aber – wie etwa geflüchtete Menschen aus den verschiedensten Regionen der Welt – an einen Ort kommen, ja, oft gezwungen werden, an einen Ort zu gehen, der ihnen, auch zu Weihnachten, fremd ist und fremd bleibt.

„Denn Ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland“ – so heißt es bei Mose im Alten Testament. erinnert wird hier an die Geschichte der Gemeinschaft der Gläubigen, die *als* Gemeinschaft die Erfahrung der Fremdheit gemacht hat. erinnert wird also daran, dass das Fremdsein, genauso wie die Zugehörigkeit, immer von Position und Perspektive abhängt; und daran, dass eine Gemeinschaft gut daran tut, diese Erinnerung stets aufrecht zu erhalten. Auch, so könnte man sagen, oder vielleicht sogar insbesondere im Rahmen der Feste und Feiern, mit denen sie sich ihrer versichert. An Weihnachten, zum Beispiel. Denken wir also auch an diejenigen Menschen, die vielleicht ganz unbewusst, sicher nicht mit böser Absicht, aus unserem Blick geraten. An diejenigen, die – etwa wie die indigenen Bevölkerungsgruppen Nordamerikas im Zuge europäischer Einwanderung – weichen mussten, keine Stimme mehr haben, deren Feste und Feiern nicht so laut scheinen und klingen können oder dürfen. Denken wir also an diejenigen, die um ihre Gemeinschaft fürchten müssen, weil ihnen die Rituale genommen worden sind, mit denen sie sie beschwören.

Denken wir schließlich auch an diejenigen Menschen und Gruppen von Menschen, die in der hiesigen, d.h. westlichen Tradition des Weihnachtsfestes nicht gesehen werden oder repräsentiert sind – oder die so repräsentiert sind, dass es ihnen schmerzt. Was meine ich damit? Hierzu, erneut, ein Beispiel: Im Oktober dieses Jahres entschied die Ulmer Münstergemeinde, die Figuren der Heiligen Drei Könige nicht mehr an der Krippe auszustellen, weil die Puppe des Melchior nach Ansicht der Gemeinde – ich zitiere – „voller

Klischees und grotesk überzeichnet⁴ sei. „Sie hat“, so die Begründung dieser Entscheidung, „wulstige Lippen und trägt einen Federschmuck.“⁵ Eine ähnliche Figur steht übrigens auch vor unserer Oldenburger Lamberti-Kirche – schauen Sie vielleicht einmal genauer hin.

Schnell könnte man hier abwinken und sagen, dass sei doch nur eine Puppe, nur ein Detail, dem man nicht allzu viel Beachtung schenken sollte. Was sollte denn daran problematisch sein? Man könnte sagen, dass dies schlicht nicht der Rede wert sei. Ich meine aber: Es ist der Rede wert. Und die Ulmer Münstergemeinde sah das auch so. Es ging ihr allerdings nicht darum, mit ihrer Entscheidung die Vielfalt der Menschen, die die Ankunft Jesu Christi feiern, in Frage zu stellen; sondern darum, in der Darstellung dieser Vielfalt solche Momente zu erkennen und zu benennen, die diskriminierendes Potential haben, die verletzen, die ausgrenzen. Und das, liebe Gemeinde, *ist* der Rede wert.

Mir geht es jedenfalls, so wie der Gemeinde aus Ulm, darum, für die Differenzlinien und Grenzziehungen zu sensibilisieren, die sich auch im Kontext des Weihnachtsfests zeigen und wirksam werden, historisch und gegenwärtig. Mir geht es darum, und ich komme zum Ausgangspunkt meiner Ausführungen zurück, Weihnachten als Fest der Gemeinschaft zu sehen und zu schätzen, aber dabei nie zu vergessen, wer gerade nicht Teil einer, dieser, unserer Gemeinschaft sein darf oder sein kann. Wen drohen wir aus den Augen zu verlieren? Welche Stimmen werden nicht gehört, wenn wir alle gemeinsam zum Gesang anheben? Welche Rituale, welche Traditionen finden keinen Ort der Ausübung, weil sie nicht anerkannt, nicht gewünscht sind?

Die Verordnung von Vielfalt jedenfalls, die im Alten Testament durch Gottes Vereitelung des Turmbaus zu Babel ihren Ausdruck findet, sollten wir ernst nehmen, und mit kritischem Blick darauf achten, dass wir die Diversität der Menschen nicht nur innerhalb, sondern auch jenseits des eigenen Horizonts der Zugehörigkeit anerkennen und schätzen lernen.

Dass Weihnachten in diesem Jahr aufgrund der Pandemie vielleicht ganz anders wird, als wir dachten, habe ich bereits angesprochen. Genauso wie den Umstand, dass wir vielleicht gerade in diesem Jahr in besonderem Maße das gemeinschaftliche Moment des Weihnachtsfestes spüren, eben weil es durch die Umstände außer Kraft gesetzt zu werden droht. Vielleicht ist ja dieses ‚andere‘ Weihnachten auch ein Anlass dazu, Weihnachten noch einmal anders zu denken, nämlich als Moment der Besinnung im Sinne eines Nachdenkens über alle, die nicht Teil der Gemeinschaft sind, sein können, sein dürfen, sein wollen. Dies jedenfalls, liebe Gemeinde, läge mir am Herzen. Ich wünsche Ihnen – ich wünsche uns – in diesem Sinne eine besinnliche Vorweihnachtszeit.

Amen.

⁴ <https://www.kirche-und-leben.de/artikel/ulm-verteidigt-das-entfernen-des-schwarzen-koenigs-von-der-krippe>

⁵ Ebd.